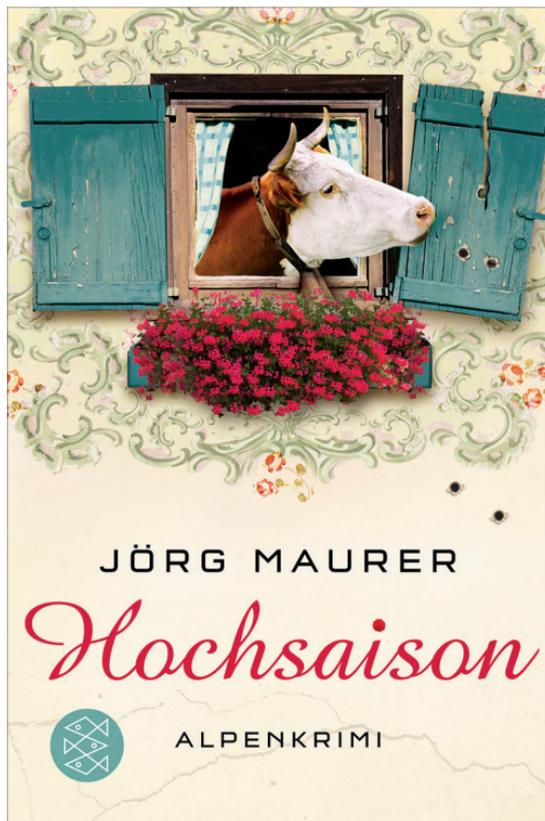


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Jörg Maurer
Hochsaison
Alpenkrimi



Preis € (D) 8,95 € (A) 9,20 SFR 15,90 (UVP)

400 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-18653-2

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010



Sai|son [zɛ'zɔ̃, zɛ'zɔŋ] <französ.> »(günstige, geeignete) Jahreszeit«; Zeitabschnitt des Jahres, in dem bestimmte Vorhaben intensiver als sonst betrieben werden; vermutlich aus dem <latein.> **satio** = »Aussaat«, »Saatzeit«; nach G. Ruckdäschel aus dem <altgriech.> **seēson**, σέησον = »ernten, pflücken, ausnehmen, ausbeuten«; vergleiche auch <altfranz.> **seyonn(e)** = »Erntezeit« (aber auch, fig.: »jmd. das Geld aus der Tasche ziehen«); nach K. Hannemann und U. Lassedanz ein Lehnwort aus dem <altisländ.> (oiffe) **seddan** (hangör) = »Fremde kommen ins Dorf«; siehe auch K. Gröth: <chines.> (auch weibl. Vorname) **Se-soan** = etwa: »Reichtum zur rechten Zeit«; ungesichert dagegen F. Mackensen, <sanskrit> **dse-sunna** = etwa: »(An)Schwellen des (Geld)Beutels« (Siehe auch **Hoch|sai|son**)

Lieber Herr Kommissar,

zunächst wünsche ich Ihnen einmal ein gutes, gesundes und erfolgreiches neues Jahr! Sie werden überrascht sein, jetzt schon von mir zu hören und ein Bekennerschreiben zu bekommen, das diesen Namen eigentlich nicht verdient, weil es ja noch nichts zu bekennen gibt. Ja, Sie haben richtig gelesen: Die Tat ist noch gar nicht begangen, ich bereite das Delikt gerade vor. Das heißt: Ich überlege mir, gegen welches Gesetz ich denn nun verstoßen soll. Soll es eine »Straftat gegen die körperliche Unversehrtheit« werden? Eine »Störung der

öffentlichen Sicherheit und Ordnung«? Etwas Terroristisches? Reizen würde mich einiges, und ich habe auch schon eine Idee – aber lassen Sie sich überraschen, Herr Kommissar! Oh, Entschuldigung: Ich kenne Sie – Sie kennen mich hingegen nicht, ich darf mich deshalb vielleicht kurz vorstellen. Ich bin sechsunddreißig Jahre alt, männlich, schlank, mittelgroß, dunkelblond, Oberlippenbart, Sternzeichen Waage, meine Hobbys sind Reiten und Schach – das braucht natürlich alles nicht zu stimmen. Aber vielleicht doch.

Ich habe meine Hausaufgaben gemacht: Ich habe ein Päckchen Schreibmaschinenpapier gekauft, in einer anderen Stadt, schon vor längerer Zeit, ich habe nur ein Blatt daraus verwendet. Ich habe auf einem Flohmarkt eine alte Schreibmaschine erstanden, vielleicht im Ausland, vielleicht auch nicht. Ich habe beim Schreiben Handschuhe getragen, sogar Mundschutz und ein Haarnetz. Ich habe die vielen Entwürfe, die ich geschrieben habe, verbrannt. Viele Entwürfe deshalb, weil ich lange, wirklich sehr lange an meinem Schreibstil gefeilt habe. Der linguistische Profiler, der meine Sprache später untersucht, soll sich ruhig die Zähne daran ausbeißen. Er wird seinen Spaß haben. Ich war selbst lange genug bei der Polizei – auch dies muss wieder nicht stimmen. Aber das ist ja das Schöne an einem Bekennerbrief – es kann alles stimmen, muss aber nicht. Für heute ist es genug, Herr Kommissar, ich habe ja schließlich auch noch einen bürgerlichen Beruf. Sie hören sicherlich bald von mir, dann bin ich bestimmt auch schon ein Stück weiter.

Mit vielen Grüßen – Ihr (zukünftiger) Täter



Der Kameramann auf der Großen Olympiaschanze wusste gar nicht, wo er zuerst hinschwenken sollte, so babyaugenblau war der Himmel an diesem Neujahrstag, so dröhnend spannte er sich über das Werdenfelser Tal – so anzüglich glitzernd und dampfend buhlte jeder Einzelne der schneebedeckten Berge um die Aufmerksamkeit der sechszwanzigtausend Sportbegeisterten, die zum Neujahrsspringen gekommen waren. Unten im Loisachtal pflügte sich der namensgebende Fluss quer durch den Kurort – gerade eben noch war die Loisach als quicklebendiges Wildwasser über die nahe österreichische Grenze gepoltert, jetzt floss sie träge durch die leere Gemeinde – denn alle waren zur Schanze gepilgert: Adler gucken, Flugkurven bewundern, Deutschlanddaumen drücken. Eine Bombe hätte man werfen können im Ortskern, man hätte kaum jemanden getroffen.

Der Kameramann drehte sich nun um und schwenkte über den Hintergrund der Schanze, den dicht bewaldeten Gudiberg, an dessen Hang die beiden Sprungschanzen standen wie zwei vergessene Stöckelschuhe, aus denen gerade eine Riesin mit zwei unterschiedlich großen Füßen geschlüpft war. Gemessen am Alpenstandard war der Gudiberg natürlich nur ein Hügelchen, ein Dackelspaziergang – der gegenüberliegende Berg wiederum, auf den die Springer zuschossen, war schon eine Nummer felsiger: Die Kramerspitze schraubte sich da aus dem Schneemantel – ein frei stehender, knapper Zweitausender, quasi der

Kilimandscharo des Werdenfelser Landes. Das Gipfelkreuz blinkte heute besonders frech von dort droben herunter, das ganze urtümliche Monstrum sah, mit ein bisschen Phantasie, wie ein schlafendes Nashorn aus, das zu wecken nicht ratsam war.

Die Wintersonne funkelte, kein Lüftchen regte sich hier oben auf dem Schanzenkopf. Das Wetterhoch *Charlotte* hatte den Himmel sorgfältig leergepustet, und der Föhn tat vielleicht noch ein Übriges, um die hingestreuten felsigen Schmuckstücke zum Greifen nah erscheinen zu lassen. Lange hielt der Kameramann auf die auffälligste Preziose in der Wettersteinkette, auf das markante Dreieck der Alpsspitze, das etwas von einer Hai-fischrückenflosse hatte – das unvermeidliche Logo der ganzen Region. Das stramme Dreieck stellte für den wahren Bergfex wiederum nur einen Dackelspaziergang dar, klar. Aber vom Design her: Erste Sahne. Schließlich schwenkte der Kameramann noch hinüber zum Kleinen Waxenstein, dem unzugänglichen Kegelstumpf, der eigenbrötlerisch und trotzig nach vorn aus der Kulisse ragte. Abweisend war er wie ein nepalesischer Achttausender: Nur gucken, nicht raufsteigen! Trotzdem versuchten es jedes Jahr einige aufs Neue – und wurden zurückgeworfen ins herrliche Loisachtal.

Der Skispringer der dänischen Nationalmannschaft, der jetzt mit der Seilbahn die Große Olympiaschanze hinauffuhr, hatte momentan keinen Blick für all die Drei-Sterne-Sehenswürdigkeiten rundherum. Als er ausgestiegen war, schnaufte er ein paar Mal kräftig durch, als ob hier oben die Luft schon wesentlich dünner geworden wäre.

Der Stadionsprecher kündigte das Finalspringen an, und der Jubel der verkaterten Menge unten war gewaltig. Gerade vorhin noch hatte man Sekt gebechert, Blei gegossen, nach verlorenen Rindsfiletstückchen im Fonduetopf gefischt, gute Vorsätze

gefasst, jetzt stand man drinnen in den Arealen A bis F und froh an allen frostschutzbedürftigen Körperteilen. Åge Sørensen war heute der einzige dänische Springer. In der Qualifikation hatte er sich einen der Lucky-Loser-Plätze erkämpft, und war, äußerst glücklich, gerade noch so hineingerutscht in das ehrenwerte Feld, in dem sich normalerweise nur die heiligen vier oder fünf Skisprungnationen tummelten – die erschreckend gut vorbereiteten Norweger beispielsweise, oder die unverschämt motivierten Finnen. Sørensen machte sich keinerlei Hoffnungen, ganz nach vorne auf einen Podestplatz zu kommen, er wusste, dass die Qualifikation für das Finale das Beste war, was er je erreichen würde – aber vielleicht gerade deshalb stieg er so gut gelaunt auf die Waage. Auf dem Rücken des Psycho-Wischfunktionärs hatte er mit seiner krakeligen Unterschrift gerade bestätigt, dass er sich freiwillig, bei klarem Verstand und ohne Zutun Dritter den Turm hinunterstürzen wollte. Er war nicht dem Erfolgsdruck der hochnervösen Hoffnungsträger ausgesetzt, die nach ihm springen würden. Åge hatte es bis hierher geschafft, und bei dem Gedanken daran kam ihm unter seiner Schutzbrille ein dickes dänisches Grinsen aus. Als die Kamera auf ihn hielt, zeigte er gar das Victory-Zeichen, beugte sich vor und grüßte seine Mutter im nordjütländischen Skagen.

Die ehrenamtlichen Helfer vor Ort hatten sich mächtig ins Zeug gelegt. Auf einem der Tischchen im Funktionsraum warteten isotonische Erfrischungsgetränke in allen Größen und Farben, dazwischen gab es regionale Schnittchen, dunkles Brot mit handgeschleuderter Bauernbutter und voralpenländischem Käse, liebevoll geschmiert von der Schwester der Frau des Neffen des Vorsitzenden des örtlichen Skiclubs. Wie furchtbar leicht wäre es, dachte Åge, auf eines dieser Butterbrote einen kleinen Muntermacher zu geben, eine Prise Epo etwa, eine Pipette voll Testosteron, oder ein Bröselchen AN 1, um auf diese Weise die nachfolgenden Konkurrenten mal kurz in die

Schlagzeilen zu bringen. Aber so etwas war vermutlich noch nie gemacht worden, zumindest beim Skispringen nicht. Bringt in dieser Disziplin ja auch gar nichts, wie die Verantwortlichen immer wieder beteuerten.

We are red, we are white, we are Danish dynamite!, glaubte Åge Sørensen von unten zu hören. War denn halb Dänemark da? Er stieg in den Schrägaufzug und fuhr die restlichen sechzig Meter hoch zum Schanzenkopf. Als er dort ins Freie trat, kam er sofort ins Visier der internationalen Kameras. Eine ferngesteuerte Linse schwenkte besonders dreist zu ihm herüber, und jetzt wurde er fast ein wenig übermütig: Er rieb sich den Bauch und formte mit den Lippen die Worte *Rødgrød med fløde!* in die Kamera. Das war seine Leib- und Magenspeise. Damit Mutter in Skagen schon mal Bescheid wusste.

Wenn er es schaffte, hier nur einigermaßen ordentlich herunterzukommen, dann gäbe ihm vielleicht sogar Königin Margrethe persönlich die Hand. Der letzte Däne, der im Skispringen etwas gerissen hatte, war Olaf Rye im Jahre 1808, und das war dann doch schon gut zweihundert Jahre her. Nicht dass ihm das mit der dänischen Königin persönlich etwas gegeben hätte, aber Mutter würde sich sicher darüber freuen. Er bekam nun das Zeichen, an den Start zu gehen. Am Absprungbalken klebte – ganz lieb! – ein Telegramm vom Skiclub Skagen: »viel glueck stop du packst sie alle stop«. Er rutschte in die Mitte des Balkens, dann stieß er sich ab. Rasch nahm er Fahrt auf und glitt im Winkel von 35 Grad nach unten. Steigender Puls, erhöhter Blutdruck, Adrenalin- und andere Ausschüttungen, Blutzuckererhöhung, das Übliche, um in die richtige Stimmung zu kommen. Es ging das Gerücht um, dass der Finne Leif Rautavaara einen iPod im Ohr stecken hatte, wenn er ins Tal rauschte. Ein paar Nationen hatten schon protestiert, es war ja schließlich auch eine Art Doping. In der Presse wurde daraufhin spekuliert, was sich Rauta-

vaara in den paar Sekunden anhörte. Beethovens Fünfte (tatata-TAAA!!) würde von der Länge her passen, Rimski-Korsakows Hummelflug (brzldidlbrzldidlbrzl ...) bildete die verbissene Energie des Springers am besten ab, und die Alpensinfonie von Richard Strauss (WROMM!!!BLOMM!!!FLOMM!!!) passte wie von selbst ins lieblich-wuchtige Voralpenland. Manche allerdings vermuteten, dass Rautavaara mit einem beziehungsreichen Song von Paul Simon (*Slip slidin' away* ...) nach unten ins Tal schoss.

Åge Sørensen schüttelte die ablenkenden Gedankenspiele ab. Er konzentrierte sich. Er bündelte alles auf den Absprung dort unten. Konzentration aufs Wesentliche, Tunneldenken. Gleich musste der tausendmal geübte Ablauf abgerufen werden, der auf die kleine Zehntelsekunde am Schanzentisch zuführte, die alles beim Skisprung ausmacht. Åges Blick verengte sich. Ganz von fern hörte er noch seinen Namen, dann das übliche anschwellende Ah und Oh der Menge. Sechszwanzigtausend Zuschauer reckten die Köpfe nach oben. Und auch die nordische Asengöttin Skaði (Kompetenzen: Jagd, Berge, Winter) saß auf seinen Schultern und breitete schon mal behutsam ihre Schwingen aus, um ihn auf seinem Weg in die Tiefe zu beflügeln.

Sein Absprung war hervorragend, wie aus dem Lehrbuch, und hoch erhob sich der dänische Ikarus ins Blaue. Seine Haltung war natürlich nicht zu vergleichen mit den ausgefeilten Kunstflügeln der Happonens, Kankkonens oder Ahonens, aber er hielt sich, beschwingt durch die Göttin Skaði, ausgesprochen respektabel in der Luft. Sechszwanzigtausend Köpfe verfolgten die Sichelkurve, die zusammengestauchte $y^2 = 2px$ -Parabel, den Ypsilon-quadrat-ist-gleich-zwei-p-x-Schlenzer. Jetzt aber, am obersten Punkt des Kegelschnitts, an dem Punkt, wo es höher nimmer geht, kam er ins Schlingern, der Däne, ins

Trudeln, er legte sich seitlich wie ein Kajakfahrer in einer neuen Wasserströmung, das war keine gute Flugtechnik, das war gar keine Technik mehr, nein, das war ein Absturz. Er zog ein Bein leicht an und drehte sich seitlich um die eigene Achse, er flog mit dem Rücken voraus, er versuchte sich zu fangen, versuchte dem unvermeidlichen Höllensturz entgegenzusteuern, geriet aber immer mehr ins Rudern und Strampeln, und aus dem erschrockenen Raunen der Menge stachen schon einzelne spitze Schreie heraus.

Mancher unten in den Arealen A bis F hoffte, dass er sich wieder fing, der nordische Kämpfer, einziges Mitglied der dänischen Nationalmannschaft, dem man doch auch deswegen ein bisschen Sympathie entgegenbrachte. Mancher dachte, dass es vielleicht nur ein Spaß war, eine kleine Einlage, ein nordländischer Joke. Aber es war kein Spaß. Es war ein granatenmäßiger Sturz. Und jetzt kochte das Raunen und Schreien zu einem Kreischen hoch. Der Stadionsprecher, sonst auf alle Eventualitäten vorbereitet, schrie ins Mikro:

»Um Himmels –!«

Dann verstummte auch er. Der Däne flatterte kopfüber auf die schräge Landebahn, und bevor er aufschlug, wandten sich viele ab. Man glaubte das Knirschen der Knochen bis in die entferntesten Areale zu hören.



Unter denen, die sich nicht abwandten und ganz bewusst hinsahen, waren der frisch pensionierte Oberforst-
rat Willi Angerer, der Gemeinderat Toni Harrigl, der Sport-
psychologe und Konfliktforscher Manfred Penck und, in der
vollbesetzten VIP-Lounge mit guter Sicht auf die Ereignisse,
der Geschäftsmann Kalim al-Hasid aus Dubai.

Kalim war vielleicht derjenige von den Genannten, der vom
Skispringen im Allgemeinen und vom Skisprungzirkus im Be-
sonderen am meisten verstand. Zwar war er ein waschechter
Araber, großgeworden in den knochentrockenen Wüsteneien
des Emirats Dubai, sozialisiert in Dubai City und später in
vielen schneelosen Großstädten der Welt, doch er wusste alles
über diese Sportart. Das Skispringen faszinierte ihn, weil es für
ihn den puren Luxus symbolisierte. Der gewaltige Aufwand
machte für ihn den Reiz des Skispringens aus. Da waren ein
paar Auserwählte, die auf den teuersten Sportgeräten der Welt
in den Abgrund rutschten. Und die Massen waren begeistert
von dieser Disziplin, die angeblich einmal damit begonnen hat-
te, dass man über festgefrorene Misthaufen sprang. Er hatte ge-
hört, dass es allein in Norwegen vierzehnhundert Skischanzen
gäbe. In Dubai gab es noch keine – aber Kalim al-Hasid hatte
vor, genau das zu ändern. Er plante, mitten in der glitzernden
City eine Schanze zu bauen, die größte der Welt, die erste in
den Vereinigten Arabischen Emiraten. Er würde sie in den
Stadtteil Dschumaira setzen, erstmals würde ein Mensch damit

mehr als dreihundert Meter fliegen können, später vielleicht sogar vier- oder fünfhundert Meter, es war ja alles eine Frage des Anlaufs. Die Springer würden unter rauschendem Applaus von zweihunderttausend Zuschauern direkt aufs Meer zuschweben und dort auf einer künstlichen Insel landen. Unmögliche Hirn-
gespinste? Halluzinationen nach langen sattellosen Wüstenritten? Verrückte Pfeifchenträume aus Tausendundeiner Nacht? Keineswegs: Kalim al-Hasid hatte die Baugenehmigung dafür schon in der Tasche, auch der Baugrund war bereits so gut wie gekauft, und das amerikanische Architekturbüro Skidmore, Owings & Merrill würde es bauen, natürlich, wer sonst. Jetzt musste er nur noch Investoren finden, doch von denen dürfte es genug geben. Kalim al-Hasid war hier, um sich mit Jacques Rogge, dem IOC-Präsidenten, über das gewaltige Projekt zu unterhalten, gleich jetzt, nach dem Skispringen, im Hinterzimmer der Lounge, bei Weißbier und Thüringer Bratwürstchen, die der Belgier so liebte. Er wollte ihn auch schon ansprechen, doch Präsident Rogge hatte es nicht erwarten können – er war noch schnell hinausgegangen, um sich an einer der Imbissbuden eine dieser derben Thüringer Fettspritzknacker zu genehmigen –, denn hier in der spitzenköcheverseuchten VIP-Lounge schuhbeckelte es gewaltig, da gab es südfranzösische Delikatessen wie kuttelgekrösegefüllte *Andouillettes*, oder, ganz schlimm, panierte und flambierte Münchner Weißwürste. Gleichwohl – wenn Rogge gesättigt zurückkam, würde er ihm seine Pläne vorlegen. Die Olympischen Winterspiele 2022 in Dubai! Das klang doch nach was. Oder wenigstens 2026? Oder spätestens 2030? Kalim al-Hasid hoffte, dass Rogge diese hitzeschimmernden Traumgebilde in dickbalkige Zeitungsmeldungen verwandeln würde.

Doch jetzt war etwas passiert da draußen, und Kalim starrte entsetzt aus dem gepanzerten und verspiegelten Fenster der

VIP-Lounge. Auch er hatte, arabische Contenance hin oder her, laut aufgeschrien, als der Däne am Scheitel der Flugparabel ins Rudern kam. Alle hier im Raum, die ganzen wichtigen Gestalten und ihre dazugehörigen Personenschützer, hatten von ihren Mobiltelefonen, Lachskanapees und Piña Coladas abgesehen und waren zum Fenster geeilt. Kaum jemand hatte dem Dänen vorher beim Springen zugesehen, beim Stürzen jedoch kamen sie alle zusammen, die Generalkonsule und Sauerkrautmillionäre, die Landesfürsten und Skibindungsfabrikantenwitwen. Alle unterbrachen sie ihre unaufschiebbaren Gespräche, denn sie waren größtenteils nicht aus sportlichem Interesse hier: Während Michael Uhrmann sich reckte, schlossen sie Verträge ab, während Martin Schmitt den Adler gab, stimmten sie Übernahmen zu, während Gregor Schlierenzauer halbsbrecherisch landete, nickten sie Kommuniqués ab und schüttelten den Kopf, ob nicht der Artikel ix.f.22a doch ... Aber jetzt war ein Aufschrei durch den Raum gegangen, und alle eilten panisch zum Fenster. Dort versuchte jeder, einen möglichst guten Platz zu ergattern. Viele hatten einen oder sogar mehrere Gorillas im Schlepptau, das Gedränge war dementsprechend groß.

Die hochkarätige, aufgeschreckte Meute drückte Kalim al-Hasid schmerzhaft an die Scheibe. Er blickte nach draußen und sah Jacques Rogge, wie er sich mit einem Würstchen in der Hand durch die Menschenmassen kämpfte. Kalim wandte sich um und suchte nach seinem Leibwächter Jusuf. Der schweigsame Marokkaner war ein Profi, er stand ganz in seiner Nähe, ein paar Meter von ihm entfernt, wie es sich gehörte – und das war beruhigend. Jusuf hatte sein Fernglas gezückt und blickte zur Schanze. Dort schlidderte Sørensen jetzt die Aufsprungbahn hinunter, der rechte Ski war ihm sofort weggeflogen und überschlug sich ein paar Mal, dann glitt das herrenlose Brettchen den Rest des Abhangs hinunter, frech fuhr es seinem Besitzer voraus und schoss durch die Absperrung mitten in die

Zuschauermenge hinein, die sich kreischend öffnete, den Ski von Åge Sørensen verschlang und nicht wieder ausspuckte. Kalim ließ sich von seinem Leibwächter das Fernglas geben und verfolgte den Sturz des Dänen jetzt hautnah. Der linke Ski war noch an Åges Bein, aus irgendeinem Grund löste und löste sich die Sicherheitsbindung nicht. Sørensen überschlug sich mehrmals, wurde immer wieder hoch in die Luft geschleudert und landete abermals auf dem harten Steilhang. Nicht wenige der Zuschauer bekreuzigten sich jetzt schon. Kaum einer glaubte mehr, dass man so etwas überleben konnte. Erst in der Mitte des Auslaufbereichs kam der Däne zur Ruhe, und sternförmig liefen jetzt die Sanitäter auf ihn zu, Kalim zählte insgesamt acht Krankenbahnen, die über den Schnee gerollt, gezogen und getragen wurden, bald nahm die Traube der rettenden Kräfte der gaffenden Menge dort unten die Sicht. Kalim gab Jusuf das Fernglas wieder zurück. Man konnte nur vermuten, dass da in der Mitte nicht viel mehr als eine Ansammlung dänischer Knochen lag.

Von der VIP-Lounge aus hatte man bessere Sicht als drunten beim zahlenden Publikum. Jusuf, der Marokkaner, ein ehemaliger Unteroffizier der Fremdenlegion, dem der Beruf des Bodyguards auf den Leib geschrieben war, zoomte sich mit dem Fernglas heran. Er konnte sehen, wie Sørensen der linke Ski ausgezogen wurde, wie sechs oder acht Arme beherzt unter ihn griffen, um ihn danach sanft auf eine Bahre zu legen. Das Klinikum war gleich um die Ecke, sogar in Sichtweite – ob aber das jetzt noch etwas nützte? Der Stadionsprecher plapperte weiter, dass die Rennleitung das Springen selbstverständlich abgebrochen hatte, dass man über den Gesundheitszustand des Gestürzten laufend informieren würde, dass der dänische Ministerpräsident schon angerufen hätte, und dass Jacques Rogge, der IOC-Präsident, gleich ans Mikrophon käme, um ein paar tröstliche Worte zu sprechen.

Nachdem der Krankenwagen weggefahren war, ließ Jusuf das Fernglas wieder sinken und entspannte sich. Er machte sich bewusst, dass es ein Unfall da draußen war, keine Bedrohung seines derzeitigen Objekts hier drinnen. Situationsanalyse: positiv. Entwarnung. Eine Alarmstufe zurück. Für die Sicherheit Kalim al-Hasids wurde er bezahlt, für sonst nichts. Er drehte sich vom Fenster weg und beobachtete die aufgeregte Meute der etwa hundert VIPs, die sich hier im Raum befanden. Jusuf kannte viele davon von anderen Gelegenheiten her, er kannte auch die dazugehörigen Leibwächter und ihre jeweiligen Fähigkeiten. Er war bezüglich der Sicherheit hier im Raum ganz beruhigt, es waren nur die Besten engagiert worden. Sein Blick wanderte zur Tür. Dort kämpfte sich Präsident Rogge gerade wieder herein, das Thüringer Wahrzeichen hielt er empor wie ein Staffelholz, vielleicht sogar wie die olympische Fackel selbst – bei Rogge sah es jedenfalls so aus. Obwohl sich ihm gerade das halbe bayrische Kabinett entgegenstemmte, kam der IOC-Präsident gut voran und gewann an Boden. Vielleicht lag es daran, dass er einmal Rugbyspieler gewesen war. Drinnen winkte ihm schon Kalim al-Hasid zu.

Der Kurort, der den unangenehmen Geschmack der Olympischen Winterspiele von 1936 loswerden wollte, bewarb sich, wieder einmal, um die Ausrichtung der Spiele im Jahr 2018. Eigentlich war München offizieller Bewerbungskandidat, aber dieses Vordrängeln der Landeshauptstadt beachteten viele Bewohner des Kurortes überhaupt nicht. Jedenfalls ging es um einiges, genauer gesagt, um viel, viel Geld. Deshalb waren der bayrische Ministerpräsident da, einige jeweils gegeneinander konkurrierende Brauereivorstände, Landmaschinen-, Auto- und Fleischfabrikanten, oberländische Kulturschaffende, alpennahe Mitglieder des bayrischen Landtags, aber auch internationale Größen wie etwa der hessische Innenminister. Einige

Lokalpolitiker im Pflichtloden, zwei hohe Sportfunktionäre, Franz Beckenbauer (leibwächterlos, denn wer würde es wagen, dem Kaiser ein Leids zu tun!), ein androgyner Starfriseur, zwei Popgrößen und ein halbseidener Grundstücksmakler liefen nun hinaus, in den Vorraum oder gar ins ungeschützte Freie, um eine SMS abzusetzen, um zu telefonieren oder um den Chauffeur zu rufen. Ein paar andere kamen gerade wieder herein, so dass gegenläufige und unübersichtliche Bewegungen im Raum entstanden. Unübersichtliche Bewegungen sind Vorkommnisse, die der Spezies der Personenschützer normalerweise ein Graus sind. Doch Jusuf blieb cool, sein Blick wurde hart, er scannte den Raum. In einiger Entfernung drängten sich Jacques Rogge und der winkende Kalim al-Hasid aufeinander zu. Dort hinten stand ein Generalbundesanwalt (mit drei Leibwächtern), die Chefin eines weithin bekannten Zeitungsverlags (zwei Leibwächter), ein ehemaliger Berater eines ehemaligen Politikers (ein Leibwächter) und, wie gesagt, Beckenbauer, schutzlos, aber mit einer Zweihundert-Euro-Zigarre in der Hand. Und plötzlich erblickte Jusuf etwas sehr Eigenartiges.

Hinter Kalim al-Hasid hatte sich ein Mann geschoben, ein Mann im Skianorak mit *SC-Riessersee*-Aufdruck, so viel konnte er zwischen den drängelnden Leibern hindurch erkennen. Der Mann war eher schlank und zierlich. Er nestelte an seinem Skianorak herum und öffnete den Reißverschluss. Quer über die Brust lief ein Pistolenholster, leer, wie Jusuf sofort bemerkte. Das durfte doch nicht wahr sein! In der Hand hielt dieser Mann eine Handfeuerwaffe, aber hier konnte Jusuf eben nicht erkennen, um was für ein Fabrikat es sich handelte. Es hätte eine kleine Glock 17 sein können oder eine Heckler & Koch USP, Jusuf hätte nicht darauf wetten mögen. Auch eine Beretta der 80er-Serie oder sogar eine Walther PP mit Double-Action-Abzug hätte es sein können, alles wäre möglich gewesen, Jusuf konnte es in der Kürze der Zeit nicht ausmachen. Die Waffe

zeigte nach unten, doch jetzt griff der Mann mit der anderen Hand an die Schulter Kalim al-Hasids und zerrte daran. Ob er ihn ansprach, konnte Jusuf nicht sehen, denn der Blick auf das Gesicht des bewaffneten Anorakträgers war ihm immer noch versperrt durch das Gedränge und Geschiebe im Raum. Was er aber jetzt sah, war, dass der Mann die Waffe so hob, dass sie auf Kalims Rücken zielte. Und jetzt reagierte Jusuf blitzschnell. Er zog seine Zenelli, eine Spezialanfertigung der Firma Carletto Inc. mit extrem schalldämpfendem Gehäuse, die beim Schießen wirklich nur einen winzigen Plop macht, ein Sssrit!, und da irgendein Anruf wie *Legen Sie die Waffe weg!* hier im lärmenden Getümmel sinnlos war, schoss Jusuf auf den Mann im Skianorak.



4

Man denkt immer, Journalisten sind Tag und Nacht damit beschäftigt, Fakten nachzujagen. Doch die Fakten sind ohnehin immer dieselben: Unfälle und Niederlagen, verknüpft mit Zahlen. Journalisten aber wollen mehr. Sie wollen Zusammenhänge, Hintergründe, Querverbindungen, Wechselwirkungen. So war es auch im Kurort bei den versammelten internationalen Sportreportern. Åge Sørensen war noch nicht ganz fertig mit dem Stürzen, da fingen die Ersten schon an zu googeln, was das Zeug hielt: Wann der letzte Unfall geschehen war beim Skispringen, wann der erste, wie viele Unfälle es schon auf einer solchen K-125-Schanze wie dieser gegeben hatte, wie viele beim Neujahrsspringen. Wie viele Tote, der älteste Tote, der jüngste Tote, die erste tote außereuropäische Frau, und wie das Skispringen überhaupt dastand in puncto Gefährlichkeit, im Vergleich zu Sportarten wie Radrennen oder Eisstockschießen. So surfte sie und telefonierte, fetzte die Ergebnisse in ihre Notebooks und bastelte an ihren Das-ist-genau-das-wovor-wir-immer-gewarnt-haben-Kommentaren.

Und in der Tat kann die Geschichte des Skispringens auch als die Geschichte seiner Stürze erzählt werden. Im Jahre 1808, als es in der norwegischen Region Telemark Mode geworden war, über zugeschnittene Almhütten zu springen, lag der Weltrekord bei 9,5 (!) Metern, aufgestellt vom Dänen (!) Olaf Rye. Den ersten Toten gab es schon 1811: Der Kanadier Jean-Baptiste Garneau verunglückte in Brisebois bei Calgary beim Sprung über einen

aufgeworfenen Schneehügel. Im Jahre 1830, als immer noch mit Skistöcken gesprungen wurde, rammte sich der Norweger Inger Faldbakken einen solchen in den Leib. Der Schweizer Romulus Winkli, der 1841 im walliserischen Täsch die erste Schweizer Schanze gebaut hatte, kam um, als er sie testen wollte. Der Franzose René Dupree brach sich 1842 in Chamonix das Genick, als er versuchte, nicht mit den Armen zu rudern, wie es damals üblich war, sondern einen neuen, windschlüpfrigeren Stil zu entwickeln und die Arme anzulegen, 1902 kam es im mittelfinnischen Jyväskylä bei einem Springen zu einer Massenschlägerei mit zwei Toten, im Jahre drauf brach die Unterkonstruktion der Skischanze im Steirischen Mürzzuschlag (ja, da wird auch skigesprungen!) zusammen – insgesamt waren hier vier Opfer zu beklagen, worauf der Konstrukteur, der Geheime Rat Oberingenieur Florian Plätschgeigl, der sich dafür verantwortlich fühlte, Selbstmord beging. 1911 (der Weltrekord stand inzwischen bei 41 Metern) stürzte der Amerikaner Gregory O’Connan schwer. Er nahm noch an der Siegerehrung teil, schleppte sich aufs Siegerpodest, brach aber nach der Nationalhymne tot zusammen – ein wahrhaft amerikanisches Schicksal. 1946 gab es einen skurrilen Unfall im schwedischen Syslebäck, als der Springer Pär Hägg zwar gut landete, aber im Auslauf mit einem Zuschauer kollidierte, der lediglich zu seiner Familie auf der anderen Seite des Parcours wollte. Der Springer überlebte den Zusammenstoß, der Familienvater nicht.

»Skispringen ist halt nicht Halma.«

Mit diesem gut überlegten Aperçu war Sven Ottinger, Vorsitzender des Skiverbandes Oberbayern, bekannt geworden, den Spruch pflegte er bei jeder Gelegenheit zu bringen. Ottinger war der Einzige, der nach dem Unfall greifbar war, und so gab er das erste Interview zum Geschehen. Das Bonmot blieb auch diesmal nicht aus, und um die Peinlichkeit etwas abzumildern,

setzte man auf die Bildwirkung der Großen Olympiaschanze, die sich im Hintergrund drohend nach oben reckte. Sonst ein Symbol des Fremdenverkehrs, war sie heute eher das Leitmotiv des Grauens. Die Kamera schwenkte hin und her.

»Herr Ottinger, ist es denn wirklich sinnvoll, solch kleine, unerfahrene Skinationen wie Dänemark mit ihren ungeübten Springern auf die Zuschauer loszulassen?«

»Das hätte einem großen Springer, einem Springer aus einer großen Sprungnation auch passieren können.«

Der Moderator konnte sich nicht verkneifen, die Tatsache zu erwähnen, dass Dänemark nur eine einzige Sprungschanze sein Eigen nenne, und die stünde auch noch in Grönland. Die Kamera schwenkte hinüber zum Klinikum und zoomte auf den Eingang. Da kam aber jetzt, eigentlich unpassend zur höheren Dramatik der Ereignisse, ein hustender Patient mit COPD im Endstadium heraus, um vor der Tür eine Rauchpause einzulegen. Das musste natürlich weggeschnitten werden.

Der Däne lag da drinnen, irgendwo auf einem Zimmer des Riesenkomplexes. So gut wie keine Informationen drangen nach außen, man wusste nur, dass noch Leben in ihm war. Die Krankenhausleitung hatte keine Drehgenehmigung erteilt, nicht einmal besuchen durfte man Sørensen, nur den dänischen Trainer Andersson ließ man hinein, wobei schon in der Vorberichterstattung die meisten Zeitungen das Wort »Trainer« gemeinerweise in Anführungszeichen gesetzt hatten. Dann hatte man doch noch einen Lokalprominenten vor die Linse bekommen. Es war Gemeinderat Toni Harrigl, zweiter Fraktionsvorsitzender seiner Partei, dritter Vorsitzender des örtlichen Hornschlittenvereins und beschäftigt in weiteren fünfzig anderen ehrenvollen Vereinigungen. Der Kameramann zoomte auf sein Gesicht, die Reporterin fuhr ihm mit dem Mikrofon an den Mund, als wollte sie ihm eine Magensonde legen.

»Ganz kurz nur«, sagte Harrigl und bereute, nicht die tele-

genere silberne Krawatte umgebunden zu haben. »Schreckliche Sache«, sagte er.

»Worauf führen Sie den Sturz zurück? Könnte es eine Windbö gewesen sein?«

Der Lokalpolitiker machte ein Gesicht, als wäre es eine unverschämte Unterstellung, in einem blitzsauberen Sportparadies wie diesem so etwas wie eine Windbö anzunehmen.

»Eine Windbö schließe ich aus, es war ein bedauerliches menschliches Versagen.«

»Der Ort hat sich bekanntlich für die Winterspiele 2018 beworben. Zieht er die Bewerbung nach diesem Unfall zurück?«

»Ich bitte Sie! Bei uns ist noch nie etwas passiert, unsere Sicherheitsstandards sind hoch, es war ein technischer Fehler des Springers, wie gesagt: bedauernswert, aber –«

Skispringen ist halt nicht Halma, lag ihm auf der Zunge. Aber dieser Spruch war schon vergeben. Er musste sich endlich einen eigenen *claim* überlegen.

»Wissen Sie, wie es dem Springer geht?«

»Den Umständen entsprechend gut. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird er uns alle darüber informieren können, was wirklich geschehen ist«, sagte Harrigl ins Blaue hinein.

Åge konnte, zumindest vorläufig, kein Licht ins Dunkel bringen, er war nicht bei Bewusstsein. Ein blitzendes Röhrchen steckte in seinem Hals, er war tracheotomiert worden und blubberte vor sich hin. Er war kurz davor, Odin kennenzulernen, den Gott mit den zwei Raben auf der Schulter, der die Toten in Asgard empfängt. Åge sah den Führer des wütenden Heeres schon mit dem Speer winken.

Wo ist Thor?, wollte ihm Åge zurufen, doch die Stimme bröselte ihm weg. Ein schwitzender Oberarzt schüttelte den Kopf und murmelte das, was alle auf der Intensivstation dachten.

»Unglaublich. Dass dieser Mann überhaupt noch lebt!«

Die Aufzählung aller Befunde sprengte das Anmeldeblatt für die Notaufnahme des Krankenhauses. Allein die Liste der Frakturen schien die vollständige Liste aller menschlichen Knochen zu umfassen.

Der »Trainer« Andersson war der einzige Mensch ohne Äskulapstab, der hineindurfte, aber auch nicht ganz hinein, er bekam die Erlaubnis, durch eine Glasscheibe von außen in den OP-Raum der Intensivstation zu schauen. Doch er sah wenig von Åge, der noch vor einer Stunde Adler gewesen war und jetzt zerfleddert auf dem Tisch lag. Als ein dienstbarer Geist in Grünblau kurz wegging, um ein silbernes Nierenschälchen auszuleeren, fiel Anderssons Blick auf das freiliegende Bein Åges und den offenen Schienbeinbruch, bei dem der Knochen frei herausstand und mit einem Wattebausch saubergetupft wurde. Im Hintergrund stand eine riesenhafte Gestalt, ebenfalls in Grünblau, die ein neues Blatt in die Knochensäge einspannte.



Die ersten Gäste verließen die VIP-Lounge. Es war jetzt keine halbe Stunde her, dass Jusuf den Mann im Ski-anorak gesehen hatte. Das durfte doch nicht wahr sein: Er hatte auf jemanden geschossen, und dieser Jemand war spurlos verschwunden, nicht mehr aufzufinden, wie vom Erdboden verschluckt! So etwas hatte er noch nie erlebt. Er hatte auch noch nie von so etwas gehört. Er ging zu der Stelle, an der der Mann gestanden hatte. Wenn sich der Raum vollständig geleert hätte, würde er die Stelle unbeobachtet untersuchen. Er ließ die Ereignisse noch einmal Revue passieren, vielleicht hatte er etwas übersehen. Eine Pistole war in sein Gesichtsfeld gekommen, eine Pistole, die auf sein Objekt zielte, er hatte seine Zenelli gezogen und geschossen. Doch im Moment des Abdrückens, vielleicht auch erst eine Zehntelsekunde danach, war er von hinten gestoßen worden, unabsichtlich zwar, wie sich gleich danach herausstellte, aber doch so erheblich, dass er abgelenkt worden war. Ein übergewichtiger spanischer Bauunternehmer, der Rodríguez oder Gonzalez oder so ähnlich hieß, hatte sich, in jeder Hand ein Mobiltelefon, an ihm vorbeidrängen wollen. Jusuf hatte sich kurz umgedreht und erkannt, dass Gonzalez keine Bedrohung war. Der Spanier hatte so etwas wie *¡que te den por culo!* gesagt, was wohl eine spanische Entschuldigung war. Wo war sein Objekt? Jusuf hatte einen besorgten Blick in Richtung Kalim al-Hasid geworfen, doch der stand schon bei Rogge, redete auf ihn ein und formte gerade mit beiden Händen eine Schanze, die bis aufs Meer hinausreichte – dort also war al-

les in bester Ordnung. Wo aber war der Mann im Skianorak geblieben? Der Angeschossene (oder, aus dessen Sicht, vielleicht auch glücklich Verfehlte) war von der Bildfläche verschwunden, hatte sich aufgelöst, so schnell, dass Jusuf kurz daran zweifelte, ob er die bedrohliche Szene wirklich beobachtet hatte. Das Tohuwabohu im Raum war noch stärker geworden, viele strömten hinaus, um die jetzt sicherlich zu erwartenden Interviews zu geben. Ein Kardinal in Zivilkleidung, Marianne und Michael in Strickjankern, der Landrat des Kreises, eine Olympiasiegerin im Biathlon, ein Fernsehkoch und der Ex-Drummer von den Guns N' Roses – sie alle standen beieinander und diskutierten. Irgendwo hörte man auch den Satz »Skispringen ist halt nicht Halma«. Folglich war auch der Vorsitzende des Skiverbandes Oberbayern, Sven Ottinger, da. Oder einer, der noch keinen eigenen *claim* hatte.

Jusuf hatte seine kleine Zenelli wieder eingesteckt. Niemand im Raum schien bemerkt zu haben, dass er geschossen hatte, der Lärm der telefonierenden und sonst wie durcheinanderschreienden Hautevolee war ohrenbetäubend, und alle waren mit sich selbst beschäftigt gewesen. Sein Objekt lebte, dafür wurde Jusuf bezahlt und für nichts anderes. Trotzdem war er beunruhigt. Was hatte das zu bedeuten? Die ganze Szene hatte sich in der Nähe der Tür abgespielt, die nach draußen in den Vorraum führte. Die VIP-Lounge war im untersten Stockwerk des Schiedsrichterturms untergebracht, und kaum jemand wusste von diesem Raum. Der Schiedsrichterturm selbst stand unmittelbar neben der Schanze in Höhe der Aufsprungbahn, hier waren die Punktrichter in schier mittelalterlichen Verschlagen eingesperrt. Oben auf der Terrasse des Turms tummelten sich die wichtigen, aber doch nicht ultrawichtigen VIPs – denn Letztere fand man eben nur unten in der geheimnisvollen Lounge. Hier bewegten sich die richtig großen Tiere, die auch gar keinen be-

sonderen Wert darauf legen, gesehen zu werden. Vom Vorraum führten drei Wege ins Freie. Es gab einen Weg zur Terrasse, einen hinunter zu den Tribünen und Würstelbuden, und einen dritten zum Anfahrtsweg für die Stretch-Limousinen und Bentleys. Alle drei Wege wurden äußerst streng bewacht, keine Chance, da ohne Aufsehen hinauszukommen. In jedem Fall musste die Flucht des Verletzten bemerkt worden sein. Es sei denn – er war gar nicht geflohen, er befand sich immer noch in der Nähe. Das war eine beunruhigende Vorstellung. Alarmstufe Orange.

Doch Jusuf schloss auch nicht aus, dass er den Mann überhaupt nicht getroffen hatte. Dass er durch den Rumppler des fetten Spaniers danebengeschossen hatte und der Mann im Anorak das im Getöse gar nicht mitbekommen hatte. Wenn es aber so war, musste die Kugel noch irgendwo herumliegen. Wenn er hingegen doch getroffen hatte, musste es Blutspuren geben. Vielleicht war der Mann in dem Skianorak mit dem *SC-Riessersee*-Aufdruck ja auch gar kein angreifender Eindringling, sondern VIP-Objekt oder auch – der größte anzunehmende Unfall – ein anderer Personenschützer. In beiden Fällen musste jemand auftauchen, der einen Verletzten zu beklagen hatte.

Langsam tröpfelten alle aus dem Saal. Die wenigen Verbleibenden waren so ins Gespräch vertieft, dass sie gar nichts um sich herum bemerkten. Ein hoher NATO-General und zwei Inderrinnen (zumindest hatten die beiden kunstvoll bemalte Hände), der Landwirtschaftsminister von San Marino und ein alter Mann, den er nicht kannte. Und natürlich Kalim al-Hasid und Jacques Rogge, beide wohlauf. Jusuf ging ein paar Schritte auf die beiden zu.

»Alles in Ordnung?«, fragte er leise.

»Natürlich, alles o.k.«, antwortete Kalim zerstreut. Jusuf schlenderte scheinbar ziellos durch die VIP-Lounge, an den

Wänden entlang, so, als ob er sich langweilen würde. Er blieb ab und zu stehen. Er prüfte jeden Quadratzentimeter auf Spuren eines Querschlägers. Er suchte, weiterschleudernd, den Boden nach dem Projektil ab. Nichts. Er bewegte sich abermals durch den Raum und erforschte die Wand noch genauer, Zentimeter für Zentimeter. Wieder nichts. Jusuf kam zu der Stelle, wo der Mann gestanden hatte. Er kniete sich hin, und tat so, als binde er sich die Schnürsenkel. Zentimeter für Zentimeter untersuchte er den Boden, fuhr auch da und dort mit den Fingern über den dicken Teppich. Es musste doch hier irgendwo Blutspuren geben! Er hatte natürlich nicht die Ermittlungs- und Untersuchungsmöglichkeiten der Polizei. Aber er musste einen Versuch machen. An einer Stelle stand der Teppich etwas hoch. Das Teppichstück war dunkel verfärbt, er wollte das zu Hause genauer untersuchen. Unauffällig nahm er sein Schweizer Taschenmesser heraus und schnitt ein kleines Stück ab. Besser als nichts. Er steckte es in die Tasche. Gerade wollte er noch ein zweites Stück Teppich herausschneiden, da fiel ein Schatten über seine Hand.

»Hallo, Jusuf!«

Verdammter Teppichfußboden. Lautlos war jemand herangeschlichen und hatte sich vor ihm aufgebaut. Jusuf richtete sich auf. Es war Charles Benetti, ehemaliger Leibwächter und Ausbilder, jetzt Inhaber einer florierenden Schule für Sicherheitspersonal, einen neuen Pass und eine wasserdichte Identität gab es gratis dazu. Was früher die Fremdenlegion geleistet hatte, das machte jetzt Benetti.

»Hallo, Charles.«

»Du bist bei Kalim al-Hasid?«

»So ist es.«

Benetti zu fragen, bei wem er war, erübrigte sich. Er hatte ein hochrangiges Objekt hier, das war sicher. Und er würde nicht sagen, wen er zu beschützen hatte.

»Verdammte Sache, das mit dem Sturz«, sagte Benetti.

»Das kannst du laut sagen. Ist dir hier irgendwas Besonderes aufgefallen? Was Außergewöhnliches? Was Verdächtiges?«

»Ich habe nichts bemerkt«, sagte Benetti lächelnd. Er machte eine kleine, diskrete Bewegung mit dem Kopf, hin zu den Füßen von Jusuf.

»Schuhe binden, wie?«, sagte er süffisant.

Jusuf brauchte nicht auf seine Schuhe zu sehen. Er trug heute Slippers.